

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 14

Artikel: Der Ring
Autor: Berg, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

neu Herzgelaufene. „Ja, in den Brunnen mit ihm!“ Der Leutnant wußte nicht mehr, was mit ihm geschah. Flugs befand er sich mitten im Brunnen unter dem Fenster der Schönen, die kalt lächelnd von oben zusah, wie der Galan aus großen Küsseln über Kopf und Schultern mit kaltem Wasser begossen wurde. Immer wieder, wenn er eine Anstrengung machte, sich zu befreien, drückten sie ihn wieder in den Brunnen zurück und begossen ihn von neuem.

„Jetzt riecht er nicht mehr so“, sagte der Bruder der schönen Anna Margaretha, „wir können ihn herausnehmen.“ Also wurde der verunglückte Leutnant mit Schwung aus dem Brunnentrog gehoben, worauf ihm sein Dreispitz, der in der Tauchegrube geschwommen hatte, klatschend auf den Kopf gestülpt wurde. Die riechende Brühe rann ihm daraus übers Gesicht. Aber er merkte dies nicht mehr. Nur fort, nur fort vom Schauspiel höchster Liebe und tiefster Erniedrigung.

Unter dem Gelächter der Burschen sprang er würdelos davon.

Zum Glück hatte die Musterung nur einen Tag gedauert. Sonst hätten die Soldaten dem Herrn Leutnant wohl kaum mehr richtig pariert beim Drill. Das nasse Erlebnis des Careseurs hatte sich mit Windeseile in der ganzen Stadt herumgesprochen. Margaretha, die Urheberin der großen Enttäuschung des verliebten Leutnants, aber zeigte sich für einige Tage nicht mehr in der Stadt. Denn im Geheimen waren die andern Töchter der Stadt doch neidisch auf sie, weil sie so schön war und weil sie die Liebe eines Leutnants so schnippisch mißachtet hatte. Denn ihr schrieb man das Unglück des Leutnants im Kreise ihrer häßlicheren Neiderinnen zu, deren törichte Herzen über den verliebten Blicken der Rotrockträger stets tolle Sprünge und verliebte Kapriolen machten.

J. C. M.

GEREIFTE LIEBE

Einst sangen wir's im Sturmschritt junger Scharen,
das Wonnewort, das immer groß sich schrieb.
Und lyrisch zart besfügelt: Hab dich lieb!
klang's in den Briefen, die Gezwitscher waren.

Dann reiste es in wechselreichen Jahren,
wenn Glück uns floh und nur die Liebe blieb;
da war sie Wind, der uns're Segel trieb,
mit ihm sind wir bis heute gut gefahren.

Was konnt' bei solchem Kurs uns denn geschehen,
selbst wenn der Sturm uns in die Irre schlug?
Läß Flut und Ebbe kommen, laß sie gehen,
wir trau'n der Welle, die uns allzeit trug.
Läß ewig grün den Kranz am Maste wehen,
den Kranz der Liebe — ist das nicht genug?

J. Berfaß.

DER RING

Sie saß am geöffneten Fenster. Die schneebedeckten Berge erglühten in der scheidenden Sonne. Vom Fenster aus konnte sie weit hinausschauen über die Berge hinweg in den Himmel, der durchsichtig zart sich über ihnen spannte. Er

war von hellem Blau, welches in klarstem Bläßgrün verklang. Ein einzelner Stern hing verloren im duftigen Grün und kündete den Abend an.

Sie saß am Fenster, schaute in den Himmel und ließ ihre Gedanken ziehen wie Zugvögel, die

wandern und immer wieder wandern müssen. Vielleicht fanden sie dort in dem duftigen Himmelsozean ein Eiland, wo sie sich niederlassen konnten. Endlich kehrte der Blick dieser im Himmelsgrund schweifenden Augen aus der Ferne zurück und fiel auf eine lässig im Schoß liegende Hand. Da begann das Mädchen leis zu lächeln. Warum die Gedanken, welche Schönheit, welche ein Stück Ewigkeit ersehnten, immer in ein Unbestimmtes schweifen lassen? Warum nicht diese Schönheit, dieses dem Menschen mögliche Stückchen Ewigkeit im Hier und Jetzt zu erkennen, vielleicht es selbst zu verwirklichen suchen? Ob dann nicht in all dem Dunkel Wunder erblühen würden wie lichte Blumen auf einer Frühlingswiese?

Sie sah wieder auf ihre Hand, die schlank und leicht gebräunt im Schoße lag. Am kleinen Finger zeigte sich ein feiner, weißer Strich, als ob ihn dort bis vor kurzem ein Ring geziert hätte. Ein Goldring hatte dort geglanzt mit tiefrotem Stein. Erst seit einigen Tagen hatte der Finger seinen Schmuck verloren. Dieser Ring, wieviel Erinnerung hatte daran gehangen! Als sie ihn an einem Palmsonntag zum erstenmal an den Finger gesteckt bekam, da war ihr gerade durch diesen Ring bewußt geworden, daß das Kinderreich in seiner vertrauensvollen Fröhlichkeit hinter ihr lag. Manch heimliche Tränen waren auf den roten Stein gefallen, denn in das Reich der Erwachsenen hineinzuwachsen ist schmerhaft.

Eines Tages fiel der Ring zu Boden, und der Stein bekam einen feinen Sprung. So lag er nun lange in einer kleinen Schachtel verborgen, bis er dann an einem Geburtstag wieder hervorgenommen und zum Goldschmied getragen wurde. Diesmal waren es nicht die Eltern, sondern ein lieber Freund, welcher ihr den Ring an den Finger steckte. Und das war der bisher schmerzerfüllteste Augenblick in ihrem Leben gewesen. Noch jetzt mußte sie beim Drandenken die Hand aufs Herz legen, damit es seinen Gang ruhig weitergehe. Das Schicksal hatte es ihnen nämlich zugeteilt, daß niemals ein schlichter goldner Reif ihre beiden Hände schmücken durfte. Als nun ihr Freund sie bat, ihr den Ring mit dem tiefroten Stein an die Hand stecken zu dürfen, da war es

gleichsam eine Besiegelung ihres Verzichtes gewesen und eine stille Bitte, die viele Menschenherzen bitten, die Bitte: denk an mich! —

Seitdem dachte sie immer an jenen lieben Freund, wenn ihr Blick zufällig auf ihre Hand fiel und sie meinte, sie werde sich nie von diesem Ringe trennen, auch im Tode nicht. Und nun war es doch geschehen. Ein schmaler, weißer Streifen zeugte davon, daß jener Finger bis vor einigen Tagen einen Ring getragen.

Sie sah wieder in die nun hereinbrechende Dämmerung hinaus und lächelte, froh und doch ein klein wenig traurig, so wie man lächelt, wenn man gerade einen Schmerz überstanden hat. Ja, so war es gewesen. Sie war einem Menschen begegnet, der nicht wußte, was er am nächsten Tage essen sollte. Dieser Mensch war stolz und hätte keinem ein Wörtlein davon gesagt, aber sie hatte es doch erfahren. Da hatte sie nicht anders gekonnt, sie ging hin und verkaufte ihren Ring, denn anderes besaß sie auch nicht. Und weil es sie gar so schmerzlich dünkte, dies liebe Andenken herzugeben, dachte sie dabei an ihre Sehnsucht, daß die Welt voll Schönheit sein möchte. Ob sich wohl diese Art Schönheit nie ohne Opfer erkaufen ließ?

Sie schaute hinaus in den Abend und dann wieder auf ihre Hand und dachte an den Ring, der achtlos mit vielen anderen jetzt beim Goldschmied in einer Schublade lag und darauf wartete, eingeschmolzen zu werden. Das hatte am meisten geschmerzt, als sie sah, wie eine nachlässige Hand den Ring zu anderen warf und er gleichsam sein Besonderssein dadurch verlor.

Sie lehnte sich im Stuhl zurück und schloß die Augen. Der Abendwind, der durchs Fenster hereinwehte, spielte mit ihrem Haar. Ach ja, die Menschen konnten schon ein Stückchen Schönheit, ein kleines Stückchen Ewigkeitsschönheit erblühen lassen in dieser ihrer kalten, dunklen Welt, aber wie selten erblühte eine solche Ewigkeitsblume zu voller Schönheit. Das, was sie getan hatte, hatte sie mit wehem Herzen getan, ja als ein Opfer empfunden. Wie war da der Glanz der erblühten Ewigkeitsblume schon getrübt! Heilige opfern ihr Liebstes mit singenden Herzen, wissen im Grunde gar nicht, was ein Opfer ist, weil ihre Liebe so

strömend, so schenkend ist. Wenn einmal die Menschen dazu kämen, das Wort „Opfer“ nicht mehr zu kennen und dabei doch unermüdlich zu opfern, dann würde die Welt erfüllt sein vom betäubenden Duft überirdischer Blumen.

Diese Erkenntnis sank tief in ihr Herz, und daß

sie so erkennen durfte, war der Dank dafür, daß sie eine von denen war, die durch Verzicht das Feld bereit machten, auf dem dereinst Ewigkeitsblumen blühen sollten, unbeschwert von allem Erdischen, nur ausströmend und schenkend und doch in der Zeit.

Ursula Berg.

Schlüsselblume

Das Lenzgewitter war verzogen . . .
Noch zittern aufgeregte Wogen
Im sonst so stillen Bergessee;
Fahl flimmert noch der Firnenschnee . . .
Jetzt wagt die Sonne sich hervor!
Sankt Petrus kommt ans Himmelstor —
Da dröhnt's noch einmal durch die Hallen:
Sankt Petrus lässt die Schlüssel fallen . . .

Und wo zur Erd ein Schlüssel fiel,
Da wuchs empor auf schlankem Stiel
Goldgelb gedoldet, fein und zart
Die Blume von besonderer Art:
Mit ihrem Blüteneschlüsselbund
Erschließt den Lenz sie in der Rund
Für all die Blumen ohne Zahl
Das lichte grüne Wiesental . . .

Edelinde Linnebach.

Der Haselbusch erwacht

Schau, das flinke Meislein auf meinem Fensterbrett: „Piep-piep! Piep-piep!“ ruft es in einem fort. Was will er denn, der kleine Freund vom Winter her? Jeden Morgen kommt er schnell, mir „Guten Tag“ zu sagen. „Piep-piep“ tönt es herein. Und ich gebe ihm Antwort: „Salü-salü!“ Dann, husch! — ist er fort. — Es ist ja viel schöner, sich sein Futter selbst suchen zu dürfen. Und nun kann er's ja wieder! Aber heute fliegt er nicht fort. Immer wieder tönt's „Piep-piep, piep-piep!“ Ich gucke hinaus: Ah — da sitzen ein paar Stare auf dem Haselbusch! Nun fliegen sie schwatzend übers Haus, morgen ganz verstohlen, ihn herbei zu holen — summt es in meinem Kopf. Ja, den Frühling wollen sie holen. Es ist ein warmer Regen gefallen in der Nacht. Der Haselbusch erwacht. Den Frost hat er abgeschüttelt. So frisch sieht er aus, wie wir nach dem lang vermissten warmen Bade. Erwartungsvoll strecken sich seine vielen Zweige und Zweiglein aus. Da sitzen die „Büseli“ drauf und warten auf die wärmenden Sonnenstrahlen. Wachsen,

groß werden möchten sie, und ihren Blütenstaub wie einen feinen Goldregen weit hinstreuen. Freude bereiten wollen sie den Bienlein, die in Scharen herkommen zum Frühlingsfest. Ganz prall füllen diese ihre kurzen Hösli mit dem lang ersehnten Blütenstaub. Es ist ihr Baumaterial. Ihre Zellen wollen sie ausbessern damit. Und neu aufbauen in zähem Fleiß, wo's nötig ist.

Die Haselbüseli warten auf die Sonnenstrahlen. Viele sind noch ganz klein und braun; denn dies Jahr lagen gar mächtige, zu Eis erstarrte Schneehäufen unterm Haselbusch. Aber, schau, was ist dort am Boden, neben dem welken Laub? Etwas Kleines, Helles. Nicht nur an einer Stelle. Nein, da und dort und dort! Kleine Primeln sind es, die auch zum Licht empor wollen. Drüber läuten ein paar Schneeglöcklein. Der rauhe Morgenwind kann ihnen nichts mehr anhaben. „Wir freuen uns und läuten noch!“ — So tönt ihr kleines Lied zu mir herein. Wir wollen uns Mühe geben, es richtig zu verstehen, um uns dran zu erfreuen.

E. R. D.